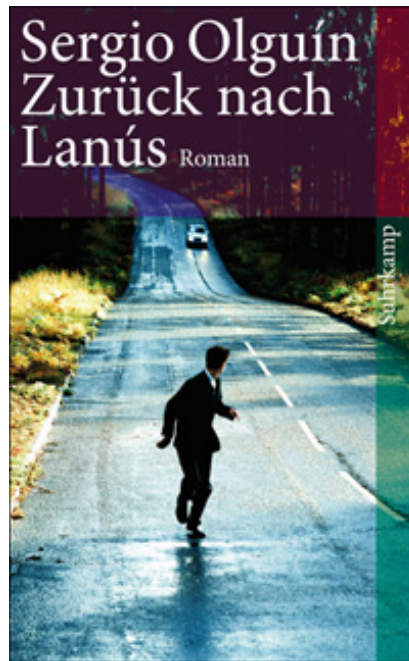


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Olguín, Sergio
Zurück nach Lanús

Roman
Aus dem Spanischen von Matthias Strobel

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4041
978-3-518-46041-2

suhrkamp taschenbuch 4041

In Lanús, einem Vorort von Buenos Aires, wird der junge Francisco erschossen – angeblich bei einem Überfall auf einen Kiosk. Doch weder seiner Familie noch seinen Freunden scheint daran zu liegen, die Wahrheit über den Mord herauszufinden. Nur Adrián, der letzte, den Francisco vor seinem Tod angerufen hat, will Klarheit: Dafür kehrt er zum erstenmal nach vielen Jahren zurück nach Lanús, zum Ort seiner Kindheit, und gerät in einen Strudel aus Ereignissen, die immer mehr zum Krimi werden.

Spannend und vielschichtig erzählt Sergio Olguín von einem Verbrechen, das nur die Spitze des Eisberges ist, von schmutzigen Deals, korrupten Polizisten und von Jugendfreunden, die nicht immer das sind, was sie zu sein vorgeben.

Sergio Olguín, geboren 1967 in Buenos Aires, lebt als Autor, Herausgeber von Erzählungsbänden und Redakteur einer Kulturzeitschrift in der argentinischen Hauptstadt. Sein Roman *Die Traummannschaft* (st 3766; 2006) ist ebenfalls im suhrkamp taschenbuch erschienen. *Zurück nach Lanús* wird derzeit in Argentinien verfilmt.

Sergio Olguín
Zurück nach Lanús

Roman

Aus dem Spanischen von
Matthias Strobel

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
Lanús
bei Grupo Editorial Norma, Buenos Aires.
© Sergio S. Olguín, 2002

Umschlagfoto: getty images / Howard Kingsworth

Abweichungen der vorliegenden Übersetzung
von der Originalausgabe wurden mit dem Autor abgestimmt.

suhrkamp taschenbuch 4041
Deutsche Erstausgabe
Erste Auflage 2009
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46041-2

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Zurück nach Lanús

*Für meine Schwestern
Betty, Silvia und Alicia*

*Und meine Freunde,
Fans von Independiente*

»Du wirst keine neuen Länder entdecken,
keine anderen Meere. Die Stadt wird dir folgen.
Du wirst durch dieselben Straßen streifen,
in denselben Vierteln alt werden. Dein
Haar wird weiß in denselben Häusern. Wo
immer du hinfährst, hier wird deine Reise
enden. Es gibt für dich kein Schiff und keine
Straße.«

Konstantin Kavafis, »Die Stadt«

»Nein, nein, nein, ich bin nicht von hier,
ich bin aus Lanús Ost, Fan von El Porvenir.«

Schlachtruf des Fanclubs von El Porvenir

Tausend Pesos für eine Abtreibung

I

Er stand immer so da: gegen eine Türkante gelehnt, ein Bein im Zuginneren, das andere draußen schwebend, die Hand gegen die andere Kante gestemmt, damit sich die Türen nicht schlossen, den Kopf im feuchten Vorstadtwind von Gran Buenos Aires. So stand er immer da, aber diesmal aus einem bestimmten Grund. Er hatte sich mit Mariela im Zug verabredet und wollte nicht riskieren, von ihr übersehen zu werden. Sie durften keine Zeit verlieren. Mariela und er mußten so schnell wie möglich in die Stadt, ihr Problem lösen und dann in der Menschenmenge untertauchen.

Francisco brauchte einige Stationen, bis er es trotz des Winds genießen konnte, daß die Häuser und Brachen so schwindelerregend schnell aus seinem Blickfeld huschten, wie sie eindrangten. In den ersten fünf Minuten der Fahrt war er aufgeregt gewesen, hatte kaum Luft bekommen, mit zitternden Beinen dagestanden. Er hätte sich am liebsten einen Moment hingesezt, zusammengekauert, klein gemacht in einem Sitz weitab des Fensters, damit ihn keiner sehen konnte. Damit ihn Tito, Wilson oder einer der Jungs nicht sehen konnten. Aber er hatte der Versuchung widerstanden, aus Aberglaube: wenn er Angst hatte, würde er scheitern; wenn er entschlossen wie ein Filmheld handelte, war ihm der Sieg gewiß.

Als der Zug vor der Station Lanús zu bremsen begann, saß ihm das, was zwanzig Minuten zuvor passiert war,

noch in den Knochen. Tito tausend Pesos zu klauen war eine ernste Angelegenheit. Da waren schon Leute für weniger fertiggemacht worden. Mit jemandem wie ihm legte man sich lieber nicht an. Vor allem dann nicht, wenn er einem vertraute, die Hand auf die Schulter legte, samstags einen Hunderter springen ließ, einfach so, und einem sogar eine ganze Nacht lang die Lottogelder überließ, weil er darauf baute, daß man gut auf sie aufpassen, tausendmal nachzählen und am nächsten Morgen in aller Frühe in seiner Kneipe in der Calle Gorriti abliefern würde, wo er frühstückte und Zeitung las.

Tito lebte in zwei Welten. Vor zehn Jahren war er aus Lanús weggezogen und hatte sich im Nachbarbezirk Lomas de Zamora niedergelassen. Von Sonntag bis Donnerstag wohnte er in einem großen Haus im Banfieldviertel und trieb sich in den Kneipen der Gegend herum. Freitags und samstags kehrte er nach Lanús zurück und traf sich mit den Menschen, denen er wirklich vertraute, weil er sie schon sein Leben lang kannte. Er betrieb weiterhin seine Geschäfte im Viertel, hatte sich aber soweit vergrößert, daß alle, die zwischen den Bezirken Temperley und Avellaneda Lotto spielten, ihre Einsätze bei Titos Leuten oder einem seiner Geschäftspartner abgeben mußten. Kneipen, Kioske, Zeitungsstände, sogar einige Apotheken gehörten zu dem Lottoring, in dem Tito sich zum König aufgeschwungen hatte. Sein klügster Schachzug war es gewesen, sich auf das Wettspiel zu beschränken und nicht in andere illegale Geschäfte einzumischen, und innerhalb des Wettgeschäfts aufs Lotto, von Spielhöllen ließ er die Finger. Nur mit einer Autoschieberbande hatte er sich zusammengetan, und auch das nur, weil ihn wichtige Leute dazu gedrängt

hatten und er nicht ablehnen konnte. Zu seinen weiteren Tugenden gehörte die Treue, die er nach oben und unten bewies, und seine Kompromißlosigkeit gegenüber jeglichem Verrat. Um letzteres von vornherein auszuschließen, suchte er sich immer Jungs aus dem Viertel, die er von klein auf kannte und vor der Tür seiner ersten Kneipe hatte spielen sehen.

Francisco hatte nur noch sechzig Pesos von dem Geld, das er im letzten Monat eingenommen hatte. Aber am Vortag hatte Tito ihm tausend Pesos anvertraut, die die Polizei am Kiosk abholen würde. Die Bullen kannten ihn, behandelten ihn freundlich. Sie nannten ihn Perico. Wenn sie vorbeikamen, nahmen sie immer Zeitungen, ein paar Magazine und die tausend Pesos mit.

»Tito sagt, ihr sollt morgen wiederkommen.«

Den Bullen schmeckte das gar nicht, sie wollten mit dem Chef sprechen. Francisco erklärte ihnen, daß ein Typ Tito mit Falschgeld gelinkt habe und er das Geld nicht so schnell aufreiben könne. Es war nicht das erste Mal, daß sich die Zahlung um einen Tag verschob, und jedesmal plusterten sich die beiden Bullen deswegen auf. Sie ließen mehr Zeitschriften als sonst mitgehen und sagten, er solle Tito Bescheid sagen, daß sie am nächsten Morgen um neun in der Kneipe vorbeikommen und die Kohle abholen würden.

»Okay, kein Streß.«

Er legte einen Zehner für die Fahrt beiseite, so daß noch fünfzig Pesos übrig waren. Er hätte sie ebenfalls mitnehmen können, ließ es aber bleiben. Verrückterweise legte er sie in die Kasse zu den vierzig Pesos Wechselgeld.

Es war eine große Dummheit gewesen, sich nur die tausend Pesos zu greifen. Er wußte, daß Mariela kaum ihre

Fahrkarte zum Bahnhof Constitución bezahlen konnte. Er hatte wohl insgeheim gedacht, er würde vielleicht Gnade finden vor Tito oder der Polizei oder dem Schicksal, wenn er nur so viel Geld an sich nahm wie unbedingt nötig.

In Lanús lief er nicht weniger Gefahr, entdeckt zu werden, als in Lomas de Zamora. Schließlich hatte Tito sein Geschäft in Lanús aufgezogen, hatte dort den Großteil seiner Gefolgsleute. Francisco selbst war aus Lanús, war einer von Titos Jungs gewesen. Bis zu diesem Vormittag. Als der Zug sich der Station näherte, begann ihn eine innere Ruhe zu erfüllen. Eine Ruhe, die noch tiefer wurde, als er Mariela entdeckte, die mit zusammengekniffenen Augen den einfahrenden Zug beobachtete. Sie wirkte ernst, aber nicht besorgt. Als sich ihre Blicke trafen, wußte sie, daß alles gutgegangen war, daß Francisco das Geld für die Abtreibung hatte beschaffen können.

II

Ein rascher Kuß, eine flüchtige Berührung, dann nahmen sie sich an den Händen und gingen zur Mitte des Waggons. Es hatte nun keinen Sinn mehr, sich halb aus dem Zug zu hängen. In Gerli wurde eine Bank frei, und sie setzten sich. Mariela drückte seine Hand. Als sie in Avellaneda ankamen, spürte Francisco, daß seine Nervosität sich legte: Titos Gestalt verlor ihre Konturen, seine Vertrauensleute, seine Jungs verschwammen zu einer unförmigen Masse. Was als Nachgeschmack oder Alarmzeichen blieb, war eine Unzufriedenheit, eine Art Pflicht, die er zu erledigen hatte. Worin sie bestand, wußte er nicht, aber er vertraute dar-

auf, daß er es im Laufe der nächsten Stunden herausfinden würde.

Sie überquerten den Riachuelo und fuhren in die Stadt hinein, in dieses Universum aus Menschen, das genauso buntgemischt war wie in Lanús, nur unendlichfach multipliziert. Er war noch nicht oft im Zentrum gewesen. Für ihn war die Hauptstadt ein fremdes Territorium, das anderen gehörte, so wie die Straßen des Viertels, in dem er geboren und aufgewachsen war, ihm gehörten. Zweiundzwanzig Jahre, in denen er an den gleichen Ecken herumgehungen hatte, auf den gleichen Gehwegen gegangen war, die gleichen Leute begrüßt und all die kleinen Veränderungen beobachtet hatte. Das Viertel, in dem Nachbarn gestorben oder weggezogen waren, in dem er mit Freunden Fußball gespielt hatte, ebenjenen Freunden, die ihm einen Job bei Tito verschafft hatten und in diesem Augenblick wahrscheinlich schon Bescheid wußten.

Der Zug fuhr in den Bahnhof Constitución ein. Sie stiegen aus und gingen im höllischen Lärm der anderen Züge den Bahnsteig entlang, umgeben von drängelnden Menschen, die sie anrempelten, ohne sich zu entschuldigen, und deren Gemurmel wie das Geräusch angreifender Termiten klang. Sie nahmen den Hauptaussgang zu dem großen Platz, auf dem unzählige Buslinien zusammenliefen und Taxifahrer teilnahmslos auf Kunden warteten. Sie wußten, daß sie den 39er nehmen und an der Ecke Pueyrredón und Marcelo T. de Alvear aussteigen mußten. Es sei ein brauner Bus, hatte man ihm gesagt, der aus einer der vielen Buchten abfahre. Francisco hatte alles um sich herum vergessen, sogar Mariela, obwohl sie nach wie vor seine Hand hielt. Er hatte nur eines im Kopf: daß er sich auf unbekanntem,

feindlichem Terrain bewegte. Trotzdem war es der einzige Ort, an dem er sich sicher fühlen konnte.

III

Es war nicht das erste Mal, daß Mariela zu Doktor Rosenthal ging. Sie war schon einmal bei ihm gewesen, vor vierzehn Tagen, nachdem der Test positiv ausgefallen war. Roxana, die Tochter der Frau, bei der Mariela mittwochs und freitags putzte, hatte ihr geraten, einen Schwangerschaftstest zu machen, als ihre Regel ausblieb. Von ihr hatte sie auch die Adresse und Telefonnummer des Arztes. Mariela wäre es lieb gewesen, wenn Roxana sie zu dem Termin begleitet hätte, aber sie hatte es ihr nicht angeboten, und Mariela war es peinlich gewesen, sie darum zu bitten. Also war sie allein hingegangen. Sie hatte den 37er genommen, war nach fünfzigminütiger Fahrt in der Avenida Callao auf Höhe von Hausnummer Tausend ausgestiegen und hatte die fünf Querstraßen bis zur Arztpraxis zu Fuß zurückgelegt. Sie hatte sich unbehaglich gefühlt im Wartesaal, wo eine Arzthelferin, die ihr schön und sexy vorgekommen war, ihre Daten aufgenommen hatte, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Bevor sie von zu Hause aufgebrochen war, hatte sie geduscht und ihre besten Kleider angezogen, was aber nicht verhinderte, daß sie sich schmutzig fühlte im grellen Licht der Praxis und in Gegenwart dieser imponierenden Frau, die nur ein paar Jahre älter war als sie.

Der Arzt war ein älterer Herr mit Glatzenansatz, etwas wortkarg, aber keineswegs unfreundlich. Während er sie untersuchte, war auch eine Arzthelferin anwesend. Er über-

prüfte die Schwangerschaft nicht. Wenn der Test positiv ausgefallen sei, gebe es auch keinen Zweifel, dann sei sie schwanger. Sie sagte, sie wolle abtreiben. Er antwortete, daß ein Schwangerschaftsabbruch wohlüberlegt sein wolle. Sie sei sich sicher. Was denn ihr Freund dazu sage, fragte er. Er sei sich auch sicher. Der Arzt erklärte ihr, daß der Eingriff nicht riskant sei, weil er alle Hygiene- und Sicherheitsvorschriften einhalte. Tausend Pesos koste die Operation. Tausend Pesos, wiederholte sie leise. Wenn sie sicher sei, solle sie die Arzthelferin um einen Termin in zwei Wochen bitten.

Wieder in Lanús, traf sie sich mit Francisco und weinte, wie sie noch nie geweint hatte, nicht, als der Test positiv ausgefallen war, und auch nicht, als sie es ihm gesagt hatte. Jetzt aber weinte sie, weil tausend Pesos eine unerreichbare Summe für sie waren und weil sie kein Kind wollte. Er streichelte ihr übers Haar. Genau diese Geste hatte sie gebraucht. Immer wenn sie das Gefühl gehabt hatte, in ein tiefes Loch zu fallen, hatte sie Franciscos Streicheln gerettet. Sie solle diesen Termin ausmachen, sagte er. Er würde die tausend Pesos schon auftreiben.

IV

Sie waren zehn Minuten zu früh dran. Die Arzthelferin nahm ihre Daten auf, und Francisco war von dieser Frau ebenso fasziniert wie Mariela. Es war keine körperliche Anziehung, es war vielmehr ihre Art, in der Welt zu sein, den Raum zu füllen und sich in ihm zu bewegen, wie es ihr gefiel. Diese Frau war der Beweis dafür, daß es eine Welt

gab, die Francisco fremd war, eine Gesellschaft, zu der er nie gehören und über die er auch nicht viel erfahren würde, es sei denn durch Fernsehsendungen, Fotos in Zeitschriften oder eine zufällige, flüchtige und unbedeutende Begegnung mit jemandem wie dieser Arzthelferin.

Doktor Rosenthal erwartete sie hinter seinem Schreibtisch. Er lächelte sie nicht an, bat sie, Platz zu nehmen, und sprach zehn Minuten mit ihnen. Er werde es nur tun, wenn sie beide sich hundertprozentig sicher seien, sagte er zum Schluß. Mariela hielt immer noch Franciscos Hand. Ja, sagten sie, sie seien sich sicher. Dann sollten sie jetzt bezahlen, sie werde dann in einen anderen Raum gebracht, in einer Stunde habe sie es hinter sich.

Francisco holte das Geld hervor, das er in seiner Hemdtasche verwahrt hatte. Er zählte es, bevor er es dem Arzt überreichte. Plötzlich hörte er Marielas bebende Stimme, die klang, als käme sie aus einem tiefen Loch.

»Ich will nicht abtreiben«, sagte sie, stand auf und stürmte zur Verblüffung von Francisco und Doktor Rosenthal aus dem Behandlungszimmer.

Sie rannte die Treppen der beiden Stockwerke hinunter, Francisco hinterher. An der Eingangstür holte er sie ein.

»Ich will nicht.«

»Wir machen nichts, was du nicht möchtest«, sagte Francisco, der nicht verhehlen konnte, daß ihn ihr Sinneswandel nervte.

»Ich bin mir einfach nicht sicher.«

»Sollen wir noch mal mit dem Doktor sprechen?«

»Ich geh da nicht wieder rein.«

Francisco sah auf die Uhr: halb zwölf.

Zu spät, um das Geld zurückzugeben. Bestimmt muß-

ten alle längst Bescheid. Die Bullen waren sicher stinksauer, Tito hatte wahrscheinlich schon das Urteil über ihn gesprochen, und die Jungs waren ausgeschwärmt und suchten ihn im Viertel: bei ihr zu Hause, in den Kneipen der Gegend, wahrscheinlich sogar in der Umkleidekabine des Clubs. In seiner Hemdtasche waren tausend Pesos, die er geklaut hatte. Für die Abtreibung brauchte er sie nun nicht mehr, zurückgeben konnte er sie auch nicht. Es waren die nutzlosesten, lästigsten tausend Pesos, die man nur haben konnte. Am liebsten hätte er sie verbrannt, irgendwie verschwinden lassen und mit ihnen alle Sorgen, einschließlich der Schwangerschaft, die ihr Leben aus dem Lot gebracht hatte.

»Wirst du das Geld zurückgeben?«

»Zu spät.«

»Und was machen wir jetzt?«

Tausend Pesos: mehr Geld, als sie je besessen hatten, aber nicht genug, um glücklich zu werden. Tausend Pesos, mit denen sie diese Welt entdecken konnten, von der ihnen die Arzthelferin und diese Praxis mit ihren unzähligen Halogenstrahlern eine Ahnung vermittelt hatten.

Sie konnten nur eines tun.

V

Sie waren in der Hauptstadt, also in Sicherheit. Trotzdem brauchten sie Hilfe. In seiner Hemdtasche hatte Francisco die Telefonnummer eines Freundes aus Kindheitstagen, den er seit acht Jahren nicht mehr gesehen hatte. Dieser Freund war der einzige Mensch auf der Welt, der ihnen helfen konnte. Franciscos Bruder konnte ihm nicht mehr helfen, er hatte

sich umgebracht oder war während seines Militärdienstes umgekommen. Seine Freunde aus dem Viertel schäumten bestimmt vor Wut, denn sein Treuebruch zog sie alle mit rein. Auch Rafael oder Santiago hätten ihm vielleicht geholfen, wenn er gewußt hätte, wie er sie aufspüren könnte. Im Moment hatte er jedoch nur Adriáns Telefonnummer. Er hatte bei dessen Eltern angerufen und erfahren, daß er nicht mehr in Avellaneda wohnte, sondern in der Stadt, was er als weiteres Zeichen dafür genommen hatte, daß Adrián seine Rettung sein würde.

Sie gingen die Marcelo T. de Alvear entlang in Richtung Pueyrredón. An einer Telefonzelle machte Francisco halt und rief Adrián an. Erst erklang schmalzige Musik, dann Adriáns Stimme, die dazu aufforderte, eine Nachricht zu hinterlassen.

»Adrián, ich bin's, Francisco aus Lanús. Dein Vater hat mir deine Nummer gegeben. Wenn du kannst, würde ich dich gern sehen, es ist dringend. Bin mit meiner Freundin in der Stadt und rufe dich später noch mal an.«

Er würde es in ein paar Stunden wieder versuchen. Bis dahin war genug Zeit, das Geld auf den Kopf zu hauen.

»Gehen wir da lang«, sagte er und zeigte auf eine Avenida mit vielen Geschäften.

»Wollen wir das Geld echt ausgeben?«

Sie fragte wie ein Kind, dem seine Eltern ein großes Geschenk kaufen wollen. Mariela hatte ein Anrecht auf das Glück, das sie sich mit diesen Scheinen kaufen konnten.

Sie gelangten zur Avenida Santa Fe und gerieten beim Anblick der vielen Leute ins Staunen. Überall volle Bars, leuchtende Schaufenster, schöne Frauen und gutaussehende Männer, die wie auf einem Laufsteg stolzierten. Hätte

man sie vorher gefragt, wofür sie tausend überschüssige Pesos ausgeben würden, wären ihnen tausend Dinge in den Sinn gekommen, aber dort, an dieser leuchtenden, verheißungsvollen Straßenecke fiel ihnen nichts Konkretes ein. Francisco erspähte ein Sportgeschäft und wollte schon sagen, daß er sich gern das Trikot der Nationalmannschaft kaufen würde, aber er schwieg lieber, weil er fand, daß er zuerst Mariela etwas schenken sollte. Sie betrachteten die Schaufenster und verschlangen mit den Augen alles, was sich ihnen präsentierte, selbst die für sie nutzlosen Sachen wie eine Klimaanlage oder eine Sprungfedermatratze. Sie fragte ihn schüchtern, ob sie sich eine Handtasche kaufen dürfe.

Sie suchte sich eine aus blauem Leder aus, die zu ihren Slippers paßte, und sagte, sie würde sich auch gern ein Paar Schuhe kaufen, aber irgendwo anders. Die Verkäuferin bat sie, die Handtasche nicht einzupacken, was merkwürdig wirkte, da sie nichts dabei hatte, was sie hätte hineintun können.

Ein Stück weiter kam noch ein Sportgeschäft. Diesmal entschloß sich Francisco einzutreten und bat Mariela, ihn zu begleiten. Hundertmal schon war er vor Schaufenstern stehengeblieben, um sich die Trikots anzuschauen, aber nie hätte er sich vorstellen können, daß er einmal eines würde kaufen können. Als er das Trikot anprobierete und sich im Spiegel betrachtete, hatte er das Gefühl, ein göttliches Licht senke sich auf ihn herab: Er sah wirklich aus wie ein Spieler der Nationalmannschaft. Einen Moment lang war er versucht, auch die kurze Hose dazuzukaufen, überlegte es sich aber anders. Diesmal klang es nicht merkwürdig, als er sagte, daß er das Trikot anbehalten wollte. Er zog sein

Hemd darüber und spürte eine besondere Wärme in der Brust. Das Trikot der Nationalmannschaft hatte was Magisches.

An einem Kiosk kauften sie importierte Kaugummis und Bonbons, die in einer Metalldose verpackt waren, dazu Pralinen, die *Baccio* hießen. Mariela suchte sich in einem Laden blaue Schuhe aus, die zur Handtasche paßten, und steckte ihre Slipper, die zwar alt waren, aber noch eine Weile durchhalten würden, in die Einkaufstüte. Im nächsten Laden kaufte sie einen Spiegel, Kreolen, an denen kleine Möwen hingen, eine lange smaragdgrüne Kette und einen ebenfalls grünen Armreif. Dann betraten sie eine Drogerie, wo sie für ihn ein Aftershave aussuchte, das sie gerade auf einem Werbeplakat gesehen hatte. Darauf hatte ein Mann, der ihr wie der Inbegriff von Schönheit erschienen war, seinen nackten, muskulösen Oberkörper zur Schau gestellt. Sich selbst kaufte sie zwei Lippenstifte, einen roten und einen dunkelvioletten. Francisco hatte die absurde Idee, zu den Arzneimitteln zu gehen und *Rennie* zu kaufen. Bei dem, was er alles zu essen gedenke, wolle er vorsorgen, sagte er zur Begründung, dabei war es einfach so, daß er noch nie eine so große Packung *Rennie* hatte kaufen können.

Sie gingen in einen riesigen Plattenladen, der sich über zwei Stockwerke erstreckte. Dort stöberten sie alles durch und konnten nicht fassen, daß es auf der Welt so viele Platten gab. In der Elektroabteilung sah sich Francisco Computer und Stereoanlagen an. Schließlich fand er einen CD-Player, der zu Marielas Handtasche und Schuhen paßte. Sie kauften ihn, dazu Batterien und drei CDs: ein Album von Mick Jagger, auf dem der Song *Hard Woman* war,